

Annalen Zürich April 29

3
8 Demokratie, Schweiz, Zukunft

Annalen von Zürich 1928
Otto Flake

~~Meinen schweizer Freunden gewidmet~~

Die Angriffe gegen den Demokratismus mehren sich; ihnen entsprechen die Empfehlungen eines neuen Aristokratismus. Das Problem ist für die Schweiz aktuell, nicht nur wegen der — im Ton zu schneidenden — Analyse, die Graf Keyserling jüngst am schweizerischen Charakter vorgenommen hat, sondern situationsmässig.

Die Welt ist demokratisiert; der Vorsprung, den die „älteste Demokratie“ hatte, eingeholt, und eben das bedeutet, dass die Zeit vorüber ist, wo der Schweizer auf Lorbeer ausruhen konnte.

Eine Nation, die nichts Spezifisches mehr hervorbringt, verliert wenigstens im Geistigen ihr Anrecht auf Selbständigkeit. Bläst man im Völkerkonzert nicht seine eigene Flöte, seine eigene Melodie, so läuft man Gefahr, dritte Besetzung zu werden. Kurzum, noblesse oblige, denn Selbständigkeit ist schon Adel.

Da hätten wir bereits eine Definition des Aristokratischen. Sie legt eine zweite nahe: die Fähigkeit, die Selbständigkeit weiterzuformen, den Adel zu behaupten. Sagen wir, Persönlichkeit zu sein, erstens, und zu bleiben, zweitens. Was wieder auf eine neue aristokratische Tugend führt: Spannkraft; Lebendigkeit; Willigkeit gegenüber dem Angebot neuer Impulse; Elastizität und dergleichen mehr.

Bevor wir nun an die Enkel Tells die Gretchenfrage stellen, wie sie es mit dieser Religion des Vitalen halten, wollen wir überlegen, ob die Demokratie, die echte, der Bildung jenes aristokratischen Zustandes der Persönlichkeit Abbruch getan hat. In Deutschland fragt man so und antwortet: ja.

Aber dort, wo man von Demokratie etwas versteht, weil man sie in Jahrhunderten organisch entwickelte, weiss man es doch etwas

besser und gibt eine andere Antwort: nein. Die Demokratie war dem Aristokratismus nicht unzutraglich; sie war vielmehr eines der Mittel, ihn zu erzeugen.

Wie spöttisch man heute immer über Biederkeit, Knorrigkeit, Bodenständigkeit in kantonalem Ausmass, Treuherzigkeit, Schwere und Abgrenzung, ja Abkapslung denken mag, es ist doch wahr, dass alle diese Eigenschaften bis in die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts aristokratische Eigenschaften waren, nämlich gute, die Rassigkeit verbürgende, das Persönlichkeitsbewusstsein fördernde.

Aristokratisch ist ein so schlechtes Wort wie etwa Optimistisch—und ein ebenso unentbehrliches, da es eben eine bestimmte Seelen- und Nervenlage bezeichnet. Das Charaktervolle ist aristokratisch; umgekehrt gilt diese Gleichung nicht ohne weiteres, daher sie auch keine Gleichung, sondern ein Werturteil ist.

Keyserling weiss das zwar auch, lässt sich aber verleiten, zwischen dem Aristokratismus bürgerlicher Herkunft und dem grandseigneuralen zu unterscheiden und diesen über jenen zu stellen. Hier ist der Ausgangspunkt seiner schiefen, den Schweizer betreffenden Prognose. Der Bauer ist ihm doch fremder als der Mann auf der Spitze der Gesellschaftspyramide.

Richtig ist an seiner Auffassung nur, dass es in der Entwicklung einer bürgerlichen Charakterbildung einen Punkt geben muss, wo die Starrheit, die zum Bauern gehört, es schwerer hat, sich umzuformen, als die Geschmeidigkeit, die einer Gesellschaft feudaler Herkunft im Blut liegt.

Nationale Expansion, imperialistische Politik sind gefährliche Dinge. Aber das Gefährliche ist nicht ohne weiteres das Schlechte, ganz im Gegenteil; das „Gefährlich leben“ hat seine Vorzüge. Jedenfalls: Völker, die expansiv lebten, bekamen mit den grösseren Zielen den grösseren Horizont, und nunmehr können wir das Blatt, auf dem das Lob der bürgerlichen Demokratie stand, wenden — es gibt tatsächlich eine andere Form des „Aristokratischen“, die des Willens zur Weltgeltung, weiterhin sogar der Weltunterwerfung, also des „Willens zur Macht“.

Engländer und Franzosen haben vor allen anderen der Welt ihren Stempel aufgedrückt, nicht nur politisch, sondern auch kulturell,

3

denn der stärkste Beweis für Weltgeltung liegt vor, wenn fremde Völker eine spezifische nationale Form der Geselligkeit, des Geistes, der Männlichkeit oder Weiblichkeit annehmen. Frankreich bestimmte so die Welt, England noch stärker. Amerika ist auf dem Weg, sie abzulösen, und Deutschland war auf dem Weg, dieselbe grosse Rolle zu spielen.

Der Schweiz ist dieser Wille zur Macht so fremd geblieben, dass es lächerlich wäre, nur davon zu sprechen. Ihr Beitrag zur Formgebung, der Demokratismus, ist von der tausendmal grösseren Schwester jenseits des Ozeans übernommen und expansiv umgedeutet worden. Das alles ergibt eine höchst bescheidene Situation für die heutige Schweiz, daher etwas Wahres an dem neusten Terminus für einen politisch-kulturellen Zustand ist, am Wort Verschweizerung.

sogar

Verschweizerung, wenn man diesen nicht sehr erfreulichen Begriff benutzen will, würde demnach bedeuten: Verzicht auf politische Aktivität, auf Parteinahme, auf den gefährlichen, aber auch hochgemuten Eintritt in die Händel der Grossen. Weiterhin Rückzug auf sich selbst, Zuwendung zum Prinzip des Leben und Lebenlassen, Geschäftemachen ohne anderes Risiko als das merkantile, Verbourgeoisierung. Zuletzt geistige Erstarrung, Neutralität auch in ideenhaften Entscheidungen.

Alle diese Begriffe sind eine Abwandlung, eine logisch-intellektuelle Anwendung des Grundbegriffes Neutralität. Nun ist nichts so leicht, wie logisch-intellektuell Konsequenzen zu ziehen: es ist das eigentliche deutsche Laster. Aus Symptomen macht man Prognosen; man denkt zu Ende, ohne sich zu fragen, ob die Wirklichkeit, das vitale Leben, überhaupt konsequent „denkt“. Man nimmt voll Eifer das Mögliche als bereits wirklich vorweg. Diese Geistesverfassung des deutschen Professors, die auch die des deutschen Philisters ist, hat Deutschland den Krieg verlieren machen.

Aber das nur nebenbei oder nur deshalb, weil ein deutscher Professor das Wort Verschweizerung erfunden hat. Der Gute setzte es flugs mit Verjudung gleich: das Kapital ist jüdisch, die Schweiz ist kapitalistisch, also ist der Schweizer verjudet.

Während in Wirklichkeit die schweizerische Charakterbildung die Neutralität brauchte, um überhaupt zustande zu kommen, da Neutra-

lität in diesem Zusammenhang nichts anderes bedeutete als trotzig Abwehr der ringsum drohenden übermächtigen Einflüsse, also nicht nur politisch, sondern auch kulturell oder moralisch betont war, wirft der Ausländer, der vom Gewordenen nichts weiss, die Frage auf, ob Neutralität nicht schon Charakterlosigkeit sei. Für die Vergangenheit ist diese Fragestellung unbedingt falsch. Und für die Zukunft?

Es gibt zwei Prognosen für die Zukunft. Die eine behauptet, dass die Staaten sich mehr als je gegeneinander abgrenzen werden; die andere, dass sie in einem überstaatlichen, geeinten Europa aufgehen werden. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen, nämlich in dem, was sich aus dem Kampf und der Mischung dieser beiden Bewegungen ergeben mag.

Aber die ganze Frage ist müssig. Denn was könnte törichter sein als einem Volk empfehlen, seine innerste, einst gewählte und durch die Jahrhunderte bewährte Haltung zu ändern? Charakter ist Konsequenz, und was man geworden ist, soll man bleiben, koste es was es wolle.

Auch ist es Unsinn, in der Neutralität, und nun gar in der bewaffneten, eine Nichtform zu sehen. Sie ist eine der möglichen Lösungen des Problems, das Volk unter Völkern heisst, und als solche bereits Form, Wahl, Antwort.

Die Schweiz steht an demselben Punkt wie andere Nationen: wie formen wir uns hinüber in ein kommendes Europa? Der ganze Kontinent ist, nachdem Deutschland als letzter Staat sich anschloss, aus dem feudalistischen Zustand in den demokratischen übergetreten. Es kann lediglich gefragt werden: ist der Kontinent durch die Auswirkungen des demokratischen Systems gemeinsam zur Verflachung verurteilt, oder lassen sich Energien nachweisen, die den ewigen Wandel des Lebens gewährleisten?

Selbstverständlich lassen sie sich nachweisen. Auf die sogenannten chiliastischen Zweifel gibt es nur eine Erwiderung: sie sind kurzsichtige Auslegungen, sie sind Ausdruck einer Unzufriedenheit des Augenblicksgeschöpfes Mensch, um die sich die Natur nicht kümmert.

Ich finde als Privatmann unsere Zeit so scheusslich wie nur einer und leide stündlich an ihr. Aber wenn ich schreibe, also eine Ver-

antwortung spüre, die mich mahnt, über den Einzelheiten nicht den Zusammenhang zu vergessen, bejahe ich unbedenklich die momentane Phase, in der wir leben. Prognosen auf Grund von Stimmungen taugen nichts, und der Chiasmus, dieser Mythos vom sterbenden Vollmenschen, ist nur Stimmung.

Die Mechanisierung der Personen, der Ideen, der Zustände erschöpft sich, wenn sie ausgeformt ist. Der Sieg der Masse über die Individualität desgleichen. Die Schattenseiten, die üblen Wirkungen des Parlamentarismus sind nicht so gross, dass Anarchie oder Diktatur, die allein ihn ablösen könnten, sich rechtfertigen liessen unter Völkern, die als höchstes Gut ihrer Zivilisation die Freiheit, das Mitsprechen, die Kontrolle betrachten.

Es sollte nur noch Schülern, und kaum mehr ihnen, erlaubt sein, zu meinen, dass Übelstände abgeschafft werden, indem man das gegensätzliche Prinzip wählt. Russland und Italien illustrieren das. Mögen wir alle auch manchmal denken, dass es gut wäre, wenn einer mit diktatorischer Vollmacht in das Geschwätz und das Zögern hinführe, so wird doch kein Mensch von Verstand ernstlich nach dem Fascismus rufen.

Denn Beelzebub, wenn man ihn erst eingelassen hat, weicht nicht mehr, und die Skrupellosigkeit, mit der in Südtirol die zuerst anerkannten Rechte missachtet werden, haben wenigstens das Gute, dass allmählich die ganze Welt weiss, wessen man sich zu versehen hätte.

Man kann nicht genug betonen, dass die Auswechslung von Prinzipien ein Denkvorgang ist, der dem wirklichen Leben nicht entspricht und ihm höchstens Gewalt antut.

Die weisse Rasse hat die Demokratie gewählt und darunter positiv verstanden: Steigerung der Energie, Ablehnung des passiven Hinnehmens, Vertrauen auf den eigenen Mut und die Initiative des Einzelnen. Entsprechend die Lehre der weissen Rasse vom Wert des selbständigen Charakters. Und das heisst abermals, dass die Demokratie ein Mittel ist, um das aristokratische Ziel des hochstehenden Charakters zu erreichen.

Ich denke, dieser Zusammenhang, diese Kopplung von Demokratie und Aristokratie ist wichtig. Misstrauen verdienen alle, die, auf irgend

einem Gebiet, reine Gegensätzlichkeit herausarbeiten und gegeneinander ausspielen. Optimismus und Pessimismus sind solche Konstruktionen, oder Verstand und Phantasie, oder Liebe und Hass. Die Gegensätze bedingen sich, sie schliessen sich nicht aus. So auch Demokratismus und Aristokratismus.

Es ist mit Händen zu greifen, dass Demokratie mit Erfolg bemüht war, einen hohen Stand der Bildung, der Lebensenergie, überhaupt der Menschenwerte herbeizuführen. Man kann ruhig umgekehrt sagen: wo Aristokratie die Methode lieferte, ergab sich — bei uns — als Resultat die Demokratie, nämlich die Überführung der Massen in den Zustand der Selbständigkeit.

Die Menschen sind verschieden; aber grundsätzlich gilt, dass sie auch mutationsfähig und nicht „gottgewollt“ starr sind — daher jede Methode der Menschenerziehung darauf sinnen muss, die Niveauhebung der Einzelnen zu ermöglichen. In den hochstehenden Religionen ist jede Seele gleichwertig, ungeachtet aller menschlichen Satzungen. Und dieser religiöse Gesichtspunkt ist es, der alle sozialen Methoden bestimmt, auch wenn man es nicht wahr haben will, weil man sich gänzlich unreligiös gebärdet.

Von allen Eigenschaften also, die man dem Aristokratischen geben mag, bleiben als positiv, vernünftig, gebieterisch übrig: erstens die Proklamation, dass der Einzelne, jeder Einzelne, einen Wert darstellt; zweitens die praktischen Ableitungen aus dieser Werttheorie, nämlich Selbständigkeit, Würde, Spannkraft, Weite des Blicks usw.

Ein deutscher Politiker, der Russland besuchte, spricht von einer neuen Aristokratie im Sowjetlande und versteht darunter die Gründer oder Verwalter der Macht, die sich an die Stelle der alten gesetzt hat. Das ist sicher richtig, aber nicht umfassend genug gesagt.

Das „Aristokratische“ darf nicht mit der Ausübung der Macht gleichgesetzt werden. Solange man das tut, kommt man immer wieder zu dem Trugschluss, dass der Typus des hochgezüchteten Menschen imperialistisch ist, dass er einmal politische Expansion getrieben hat.

Viel richtiger ist, zu sagen: wo der Staatsgedanke, der Gedanke der nationalen Freiheit, die Teilnahme an der Gestaltung des Staates nicht erlebt wurde, da sind aristokratische Züge nicht möglich. Man

braucht den Schweizern in dieser Hinsicht nicht zu bestätigen, dass sie formende Erlebnisse gehabt haben.

Und in den andern Ländern holt man nach, was da versäumt worden ist; indem die Arbeiterschaft gleichberechtigt und mitsprechender Faktor wird, erlangt auch sie das Gefühl, dass sie ein wichtiger Teil des Staates oder, verkürzt gesagt, der Staat selbst sei.

Die Grundlagen für den Aristokratismus, der nichts weiter als leistungsfähiges Selbstbewusstsein ist, sind daher heute überall gegeben, und es bedarf nirgends radikaler Umstellungen, nirgends des radikalen Umwerfens des Kurses, um den Anschluss an die Aufgaben von morgen zu erreichen.

Wo eine gewisse Stagnation, eine gewisse Gefahr der Verbourgeoisierung festzustellen ist, da genügt es, das Problem zu fühlen. Denn das bedeutet sofort, dass man sich der Stagnation und der Gefahren einerseits, der neuen Forderungen andererseits bewusst wird. Bewusstwerdung aber ist immer ein Symptom dafür, dass die unbewussten Kräfte in Fluss gekommen sind.

Als ich neulich im Literarischen Klub von Zürich an dem Diskussionsabend teilnahm, der dem Buch Keyserlings gewidmet war, empfand ich Respekt angesichts der Tatsache, dass nicht nur Literaten, sondern auch Leute der Praxis dem erwähnten Buch, wenn auch nicht in der Methode, so doch in der Sache recht gaben. Es bewies, dass Keyserling nicht eine Entdeckung gemacht, sondern eine seit langem gefühlte Situation auf die Formel gebracht hat.

In der Tat, wer die Schweiz seit dem Krieg im Auge behielt, wusste ja aus hundert Äusserungen, Gesprächen und Beobachtungen, dass die geruhsame Zeit, die man der Kürze halber die Gottfried-Keller-Zeit nennen kann (obwohl Keller etwas mehr als ein Idylliker war), nicht mehr bestand. In der Masse sowohl des Volkes als der liberalen Vorredner sträubt man sich zwar noch; aber unter den Denkenden und Aufmerksamen nicht mehr.

Die erste Korrektur, die an den Ausführungen Keyserlings anzubringen ist, betrifft die Tatsache, dass der Umwandlungsprozess, den er empfiehlt, bereits im Gange ist. Die zweite Korrektur betrifft seine Behauptung, dass die bürgerlich-demokratische Überlieferung nicht mehr entwicklungsfähig sei.

Was kann man im Grunde am Schweizer aussetzen? Eine gewisse Hemmung, die ihm im Wege steht, wenn er seine Schwere überwinden will. Diese Schwere ist das Ergebnis des kleinen Raumes, auf den ihn seine Nachbarn zusammendrängen, und der ganz besonderen Lage, die darin besteht, dass er vor allem kulturell von eben diesen Nachbarn aufgesaugt würde, wenn er nicht widerstrebte. Denn er unterscheidet sich von ihnen nicht durch die Sprache und nicht durch die seelische Struktur. Er ist Deutscher, Franzose und Italiener.

Der Buckel sozusagen, den er gegen seine drei Nachbarn macht, ist eine Form seiner Selbstbehauptung. Sie hat Nachteile zur Folge. Alle drei Nachbarn sind grosszügiger und beweglicher, auf Grund des Gefühls, dass ihr Land das Mutterland der betreffenden Kultur ist, und auf Grund grösser angelegter politischer Erlebnisse.

Der Durchschnittsschweizer deutschen Blutes fühlt sich im Verkehr mit dem Reichsdeutschen, der ja zudem nicht immer gerade werbend auftritt, unbehaglich. Es steht ihm die Dialektik nicht zu Gebote, um dem Mann aus dem Norden „die Stange zu halten“. Also geht er ihm von vornherein aus dem Wege oder macht seinen Buckel noch stärker, wenn er jenem nicht ausweichen kann. Kurz: er zieht sich zurück, und das ist für die heute triumphierende Psychoanalyse ein reiches Feld der Schürfung.

Dank seiner Vergangenheit hätte der Schweizer alle Anlagen zum Gentleman, zum hochgezüchteten demokratischen Typ mit aristokratischem Selbstbewusstsein. Was fehlt und den Gentleman erst ausmacht, ist die Weltläufigkeit, das sichere Vertrauen auf den eigenen Instinkt, die aus zulänglichem Umgang mit Menschen resultierende Erfahrung, die ja allein Weite des Blicks und flüssige Manieren erzeugt.

Mangel an Universalität, das ist mit einem Wort die spezifische Gefahr des schweizerischen Menschen.

Man greift das Bürgerliche an; aber was man vernünftigerweise meinen kann, ist das Kleinbürgerliche. Das Kleinbürgerliche jedoch ist kein organischer Fehler, sondern einer der Elastizität, also ein beherrschbarer Fehler.

Eine andere Gefahr, die aber nicht den Schweizer als solchen, sondern die heutige Menschheit bedroht, ist die Verflachung des Niveaus

von Charakter und Seele als Folge der Mechanisierung, Massenhaftigkeit der Menschen und des Zwanges, so intensiv Geld zu machen, dass keine Zeit mehr für Bildungs- oder Phantasiewerte bleibt.

Diese Dinge bilden ein Kapitel für sich, und ich lasse sie hier fort. Ich beschränke mich auf Charakter und soziale Weltläufigkeit — Dinge, von denen man wieder ernsthaft sprechen muss. Denn der Fleiss allein tut es nicht, auch nicht die Rationalisierung der Wirtschaft. Der Geist ist so wichtig wie je.

folgt 9-10

Plauderei über einen missgelaunten Philosophen

von

Cuno Hofer

„Un po' d' allegria fa bene a tutti!“

Nicht von Dante, nicht von Carducci stammt dieses Wort, sondern vom italienischen Komiker Feravilla, über den sich das dankbare Publikum der Halbinsel jahrzehntelang krummgelacht. Wollte es sich nicht mehr erholen, dann liess er leuchtenden Auges dieses Sprüchlein los, wobei er nicht tutti sagte, sondern „tütt“, im Mailänderdialekt. Die Matrosen auf der Galerie tanzten auf einem Bein, und im eleganten Parterre sah man nur noch weisse Zähne.

Graf Hermann Keyserling setzt seinen Publikationen auch ein Motto voran. Da er ernst wirken möchte, schöpft er es aus der Bibel. Was nachher kommt, das Gute und das Böse, das Interessante und das Läppische, Tatsachen und Vorstellung, Scharfsinn und Naivität, der ganze ungeheure Wortschwall, der bald fesselnd, bald befremdend, spassig und endlich stark einschläfernd wirkt, wo — wir reden hier vom „Spektrum Europas“ — Keyserling sich schliesslich mit den Balkanstaaten herumschlägt, über den byzantinischen Ursprung der rumänischen Küche spricht, von den Griechen als „kältegeborenes Volk“, von Odysseus, der „kein gewöhnlicher Schieber“ gewesen sei, da wird mancher unter der Last der apodiktischen Weisheiten und des enervierenden Geplauders nach und nach zusammenbrechen; dies